

Drinnen & Draußen

Beige, beige, beige sind alle meine Kleider

Prima Klimakterium: Der Stil von Frauen ab 50 ist jetzt angesagt

Willkommen in den Wechseljahren: Lehnen Sie sich zurück, schmeißen Sie sich etwas Lockeres, Beigefarbenes über und legen Sie sich Schmuck aus dicken Natursteinen um. Setzen Sie einen Rooibostee auf, machen Sie es sich gemütlich – das Klimakterium hat seine Vorzüge, und die sollten Sie genießen.

Der Stil von Frauen Mitte 50 gilt in diesem Spätsommer als das neueste heiße Ding; vor allem unter yoga-affinen Millennials in den amerikanischen Metropolen greift die modische Frühverrentung um sich. Die Autorinnen des einflussreichen Blogs Man Repeller haben dafür mit ihrem typischen Gespür für mediale Selbstvermarktung den Begriff „Menocore“ geprägt – abgeleitet von Menopause.

Dazu gehören: Leinen, Sonnenbrillen mit kleinen, runden Gläsern, Fischerhüte, offen getragene Blusen, Schlapperhosen mit Elastikbund, das alles in Cremetönen oder Khaki. Wer die Sache voll durchziehen will, kombiniert den Look mit flachen Loafers oder klobigen Sandalen und diesen scheußlichen, gerüschten Haarbänder, die Mitte der 90er-Jahre alle trugen und die seither als Inbegriff der Provinzialität galten.

Es geht, lernt man auf Man Repeller, nicht etwa um einen Trend, sondern um das Lebensgefühl von Frauen, die Trends nicht interessieren. Sexuelle Attraktivität soll keine Rolle mehr spielen – der Look muss praktisch und komfortabel sein: Stilvorbild ist die Mittfünfzigerin, die einfach das trägt, worin sie sich wohlfühlt. „Was wir am meisten an der Bewegung lieben, ist, dass es eine lange überfällige Hommage an eine Altersgruppe darstellt, die von der Modeindustrie oft ignoriert wird“, schreibt Man Repeller. Der Trend „feiert ältere Frauen und akzeptiert das Älterwerden“, sekundiert die Website des Magazins Nylon.



Diane Keaton ist die Ikone des Menocore.

Bullshit: Natürlich geht es weiter darum, attraktiv und sexy auszusehen, nur eben auf eine unangestrengt-coole Art, und wer sich unter dem Stichwort Menocore durch Instagram klickt, sieht fast ausschließlich Frauen unter dreißig, und vom Stil her eifern sie auch nicht der normalen Mittfünfzigerin nach, die bei C&A einkauft und der ihre Klamotten tatsächlich egal sind, sondern Diane Keaton in „Was das Herz begehrt“. Das heißt: der reifen Frau, wie Instagrammer sie sich vorstellen.

Mit ihrer Wortschöpfung knüpft Man Repeller an den Megatrend Normcore an, der für die Sehnsucht des großstädtischen Hipsters nach Konformität und Anpassung an die Mehrheitsgesellschaft steht. Mädchen in Berlin-Mitte, die eher nach Bielefeld-Brackwede aussehen – das kennt man inzwischen. Der Menocore-Trend soll eine erwachsenere und vor allem bequemere Variante sein.

In politisch und wirtschaftlich angespannten Zeiten spiegelt sich in der Mode das Bedürfnis nach Eskapismus, nach kuscheligen Klamotten, in denen man es sich auch zu Hause auf die Couch legen könnte. Hygge, würden das Dänen nennen. Der Begriff verheißt das heimelige Lebensgefühl, das dieser Tage so viele anstreben; mit Kissen, Kerzen und Kaminfeuer macht es sich der moderne Mensch drinnen nett, während es draußen ungemütlich wird.

Menocore passt dazu wie eine Umarmung auf watteweichem Bio-Baumwollfleece. Menschen, die mit Bastkörben durch Städte laufen, eine Keramikschüssel voll Ananas: Solche Fotos sind zum Thema Menocore auf den Blogs zu sehen – es geht um die Suche nach dem einfachen, guten Leben, darum, mal etwas frisches Obst zu schnippeln statt sich einen Kale-Smoothie zu rühren. Zumindest, solange es auch gut auf Instagram aussieht. *Gabriela Keller*



Früher der Güterbahnhof Moabit, jetzt das Zentrum für Kunst und Urbanistik: Birgit Szepanski mag die Verbindungen vom Gestern ins Heute, die sie auf ihren Spaziergängen entdeckt.

Es liegt nicht nahe, sich auf der Moabiter Putzbrücke zu einem Stadtpaziergang zu treffen. Die Brücke ist ein eher unwirtlicher Ort, unten viele Gleise, oben brausen Autos vorbei. Auf den zwei schmalen Fußgängerwegen rechts und links der Fahrbahn läuft fast niemand. Die Künstlerin Birgit Szepanski aber blickt mit anderen Augen auf die Stadt. Sie sieht die Geschichte eines Ortes und zerlegt das Stadtbild zugleich in Formen, Farben, Schriftzüge. „Die Putzbrücke ist ein besonderer Ort“, sagt Szepanski. „Die Verkehrslinien der Stadt kreuzen sich hier, außerdem ist die Geschichte Berlins sehr präsent.“ In schwarzem Jackett und dünner Bluse steht sie vor der Edelstahlskulptur in der Mitte der Brücke. Mit dramatischer Geste erinnert das Mahnmahl daran, was am Güterbahnhof Moabit vor fast achtzig Jahren passiert ist. Mehr als 30 000 Juden brachten die Nationalsozialisten von hier aus nach Osteuropa in Konzentrationslager.

Birgit Szepanski blickt auf die Weite hinter der Brücke. Sie weist auf die vielen Geraden hin, die Schienen, die Umriss von Lagerhäusern, und sie freut sich über die knalligen Farben des Plastikmülls auf einem Gewerbehof unterhalb der Brücke. Wenn sie hier stehe, erzählt sie, stelle sie sich den erzwungenen Aufbruch der Deportierten vor. Die Menschen, die am frühen Morgen von der SS zur Brücke gebracht wurden, all die verwaisten Wohnungen, die persönlichen Dinge darin. Auf der anderen Seite der Brücke ragt eine sonnengelbe Halle hinter dem Gelände auf. „Tolmien“ steht in roter geschwungener Schrift darauf, „Umzüge und Einlagerungen“. Endlose Stapel von Umzugskisten lagern hinter der Wand des Megacontainers. Stillgelegtes Leben. Auch von hier aus führen Wege aus der Stadt. Hier wie überall, hat sich Geschichte abgelagert. Und hält still, während drum herum Gegenwart tobt.

BIRGIT SZEPANSKI LEBT SEIT SIEBZEHN JAHREN IN BERLIN, der Stadt, deren Atmosphäre, wie sie findet, von Geschichte stärker durchdrungen ist als andere. Diese Geschichte auf spielerische Art ins Jetzt zu ziehen, sie dort aufblitzen zu lassen, ist der Kern ihrer künstlerischen Arbeit geworden. In Neukölln ist sie zum Beispiel auf die Biografie der Helene Nathan gestoßen, Namensgeberin der Bibliothek in der Karl-Marx-Straße. Als Bibliotheksleiterin engagierte Nathan sich für die Bildung einfacher Leute, bis sie 1933 Berufsverbot erhielt. Später nahm sie sich das Leben, um der Deportation zu entgehen. Die Neuköllner kennen immerhin ihren Namen. Szepanski fragte: „Was wäre dieser Frau noch gelungen, wäre das NS-Regime nicht gewesen?“ Als Kunstaktion und Hommage meldete sie den Helene-Nathan-Verlag beim Patentamt an und ließ Stoffbeutel bedrucken, wie sie zurzeit in Mode sind. Sie hat ein Foto davon gemacht, wie eine Frau den weißen Beutel mit dem Schriftzug als eine Art mobilen Stolperstein durch die Straßen trägt. „Dieses Herumtragen der Schrift ist für mich etwas ganz Konkretes. Es hat einen literarischen Moment.“

Szepanskis Arbeit ist zart und flüchtig und ziemlich abstrakt. Stadtpaziergänge bietet sie normalerweise nicht an. Sie braucht, erklärt sie, die Ruhe des Schreibtischs, um das Gefundene zu durchdenken. Szepanskis fiktive Ergänzungen realer Biografien folgen den Gesetzen der Kunst. Man muss sich einlassen auf ihre Spekulationen, auf die Geschichten, die sie erzählt, Wer das tut, erntet Bilder, die uns, über den Umweg der Imagination, Geschichte nah bringen – wie eben mit Hilfe der fiktiven Verlagsgründung einer realen Neuköllner Bibliothekarin. Wer Szepanskis Gedanken folgt, betritt einen belebten Raum, der sich überraschend von trockener Gedenktafelprosa abhebt.

Über eine Betontreppe gelangen wir auf die Moabiter Industriemeile. Kleinbetriebe und Lager, Gebrauchtwagenhändler: Das ist die Quitzowstraße. Nach rechts führt die Ellen-Epstein-Straße. Szepanski hat recherchiert, dass die Pianistin Epstein in den 20er- und 30er-Jahren des vorigen Jahrhunderts eine Größe in der Berliner Musikszene war. „Die Verbindung zwischen dem Straßenschild und dem Deportationsort ist Teil der unsichtbaren Geschichte, die wie eine Erzählung über der Stadt liegt“, sagt sie. In der Straße, die an Epstein erinnert, versorgen sich die Moabiter mit Lebensmitteln und Heimwerkerbedarf.

Die Spurenleserin

Wo andere Häuser und Straßen sehen, erkennt Birgit Szepanski Orte mit Vergangenheit. Ein Spaziergang mit einer Künstlerin, die der Stadt Berlin ihre Geschichte zurückgeben will

VON ANNA OPEL



Nur auf den ersten Blick ein weiterer bedruckter Stoffbeutel, wie sie gerade in Mode sind – auf den zweiten eine zarte Erinnerung an eine engagierte Neuköllnerin, die 1933 Berufsverbot erhielt. Birgit Szepanski – nicht auf dem Bild – legt zarte Spuren in die Berlins Historie.

Inzwischen ist belegt, dass Moabit der größte Deportationsbahnhof Berlins war. Zwischen den Kundenparkplätzen wurde deshalb dort, wo sich einst die Verladerrampe befand, vor einigen Wochen ein neuer Gedenkort eingeweiht. Leicht zu übersehen, wenn man gekommen ist, um Regalbretter zu kaufen. Ein paar Kiefern und ein Stück der alten Militärrampe erinnern an den Originalschauplatz der Deportation. Auch Ellen Epstein hat hier 1942 einen Zug bestiegen.

Mit ihren Projekten steht Birgit Szepanski in der Tradition der urbanen Kunst des 20. Jahrhunderts. Diese Kunst interessierte sich für das damals noch neue, spezifische Lebensgefühl der Stadt, die Anonymität des Einzelnen, das Kleinsein des Menschen zwischen U-Bahn-Trassen, Mietschausschluchten und Hochhäusern – die Stadt als Brennpunkt der Moderne, als Babylon und Schmelztiegel. Literaten wie Walter Benjamin, Virginia Woolf, heutige Künstler wie Jeff Wall und unzählige andere haben sich am unübersichtlichen Gewimmel abgearbeitet.

Szepanski hat sich gründlich damit beschäftigt, wie andere die Stadt künstlerisch verarbeitet haben. Unter dem Titel „Erzählte Stadt“ ist jetzt ihre Doktorarbeit erschienen, ein kunstwissenschaftlicher Rundumschlag zum Genre Stadt, der eine wesentliche Erkenntnis brachte: die Perspektiven von Frauen fehlen noch. „Viel zu wenige Frauen gehen als wahrnehmendes Subjekt durch die Stadt und erzählen, was und vor allem wie sie wahrnehmen.“ Das habe in erster Linie soziologische Gründe. Das Recht auf einen Spaziergang, die Zeit dafür, mussten sich Frauen erst erkämpfen. Szepanski erzählt von der Schriftstellerin Virginia Woolf. Ihr Essay „Stadtbummel. Ein Londoner Abenteuer“, geschrieben in den 20er-Jahren, beginnt damit, dass sie vorgibt, einen Bleistift zu kaufen.

Inzwischen sind wir in der Quitzowstraße, Ecke Bredowstraße angekommen. Auf der rechten Straßenseite liegt der historische Güterbahnhof Moabit. Seit zehn Jahren unterhält das Kunstkollektiv Kunstrepublik e.V. hier das Zentrum für Kunst und Urbanistik, kurz ZK/U. Das langgezogene Gebäude ist eingerahmt von einem Spielplatz und einem weitläufigem Urban-Gardening-Areal. Hier ist jetzt alles Kunst. Und dort, wo früher der Bahnsteig war, erstreckt sich eine überdachte Terrasse mit gelegentlichem Gastronomiebetrieb. Die spröde urbane Atmosphäre wirkt gleichzeitig cool und einladend. Hafenkulisse, weiter Blick über Industrieanlagen, riesige Lebensmittellager direkt nebenan.

STEHEND BLÄTTERT DIE KÜNSTLERIN DURCH FOTOS IHRER ARBEITEN, denn die Holzbank, auf die wir uns setzen wollten, ist noch feucht vom Gewitter. Auf einem Bild aus dem Jahr 1913 ist eine junge Frau in heller Bluse und schwarzem Rock abgebildet. Selbstbewusst steht sie vor einer Schuhmacherei. Für ein Projekt des Kunstvereins Neukölln hat Szepanski historische Aufnahmen gesucht, die in der Mainzer Straße gemacht wurden, wo auch der Kunstverein seine Ausstellungsräume hat. Sie zeigt ein Kleid, das sie aus Secondhand-Einzelteilen geschneidert hat, um es neben dem Archivbild auszustellen: helle gebauschte Bluse, dunkler Rock, dem, was die Dame auf dem Foto trägt, erstaunlich ähnlich. Ein zartes, spekulatives Heranzoomen an die anonyme Frau.

„Frauen und Stadt, das Thema möchte ich weiterverfolgen“, sagt Szepanski. Mit Forscherlust hat sie im Jahr 2016 das „Frauenviertel“ der Gartenstadt Rudow erkundet. Dort sind alle Straßen und Wege nach Frauen benannt. Szepanski zeigt Fotos von unbefestigten Wegen, die im Nichts enden. Jemand hat ein Straßenschild in einen Flecken Erde gerammt: Ottilie-Baader-Platz. Die Namensgeberin ist immerhin für das Frauenwahlrecht aufgestanden. „Crossings“ heißt die Videoarbeit, die Szepanski aus Straßenszenen montiert hat: naturnaher Ottilie-Baader-Platz, tobendes Leben auf der Karl-Marx-Straße. So unfreiwillig komisch kann das Gender-Mainstreaming – also der Versuch, die Gleichstellung der Geschlechter voranzubringen – von städtischer Erinnerungskultur sein.

Die Stadtbienen summen über den orangefarbenen Zucchini-Blüten des Gartenareals am ZK/U. Die Regenwolken sind verschwunden. Auf dem Heimweg wird die Stadterkunderin Birgit Szepanski Straßenschilder und Werbeschriftzüge entdecken. Neues Material für ihre Art, von der Stadt zu erzählen.